

--- Erscheint in Markus Gabriel (Hrsg.): *Der Neue Realismus*. Berlin 2014.  
Die vorliegende Fassung bitte nicht ohne Erlaubnis des Autors verbreiten! ---

Prof. Dr. Markus Gabriel  
Vorsitzender des  
Internationalen Zentrums für Philosophie NRW  
Lehrstuhl für Erkenntnistheorie, Philosophie der Neuzeit  
und der Gegenwart  
Universität Bonn  
[gabrielm@uni-bonn.de](mailto:gabrielm@uni-bonn.de)

Freiburg, FRIAS, 29.1.2013

## Existenz, realistisch gedacht

Der Begriff des Realismus kommt in verschiedenen Kontrasten vor. Realismus wird z.B. von Nominalismus, Relativismus, Idealismus, und generell von Antirealismus unterschieden. Bevor man die Frage nach der Reichweite des Realismus stellt, ist es aufgrund der langen Geschichte der Realismus-Diskussion notwendig, zumindest ein Vorverständnis der Kontraste zu erarbeiten, die begrifflich vertieft werden sollen. Ich gehe davon aus, daß der relevante Gegenbegriff zum „Realismus“ der „Antirealismus“ ist, wobei beide Positionen wiederum hochgradig binnendifferenziert sind. Verschiedene Spielarten des Idealismus und Konstruktivismus assoziieren sich mit dem Antirealismus, wobei erstens nicht alle Formen von Idealismus und Konstruktivismus antirealistisch sind und zweitens keine Form von Idealismus und Konstruktivismus kohärent global antirealistisch sein kann.

Eine Position nenne ich insbesondere dann „global antirealistisch“, wenn sie auf allen Theorieebenen antirealistisch ist, d.h. wenn sie von allem, worauf man sich überhaupt beziehen können muß, um die Theorie vollständig zu verstehen, behauptet, es sei nur antirealistisch zu konzipieren. Dabei gehe ich davon aus, daß alle Formen von Antirealismus über einen bestimmten Gegenstandsbereich behaupten, daß man nur dann Gegenstände bzw. Tatsachen vollständig verstehen kann, die in diesem Gegenstandsbereich vorkommen, wenn man zugleich etwas über das Verstehen dieser Gegenstände versteht. Farb-Antirealismus wäre demzufolge die Behauptung, daß man Farben nur dann vollständig verstehen kann, wenn man versteht, wie Wesen mit einer bestimmten sensorischen Ausstattung Farben verstehen. Es gehöre zu Farben, auf eine bestimmte Weise verstanden zu werden. Der Nominalismus wäre als eine Theorie der Bedeutung die antirealistische Behauptung, daß man sprachliche Bedeutung nur dann versteht, wenn man bedenkt, wie wir sie verstehen. Farben, Bedeutungen, das Mentale oder Werte sind gegenwärtige Kandidaten für antirealistische Konstruktionen, weil sie den Eindruck erwecken, nur dann zu existieren, wenn sie auf eine

bestimmte Weise verstanden werden. Zumindest für sie gelte, daß sie Sein sind, das nur verstanden werden kann. Gegenstandsbereiche antirealistischer Konstruktion können nicht sein, ohne verstanden zu werden, wobei ich „verstehen“ hier in einem sehr allgemeinen Sinn verwende, wozu auch die Farbeindrücke anderer Lebewesen gehören. Die Formel des Antirealismus lautet demnach, daß für mindestens einen Gegenstandsbereich gilt, daß alles in ihm Vorkommende nur existiert, *weil* oder *indem* es verstanden wird.

Viele Formen von Antirealismus sind inkohärent, wobei besonders globale Ausweitungen lokaler antirealistischer Daten zu Inkohärenz führen. Um diesen Punkt zu illustrieren, genüge eine einfache, aber folgenreiche Variante der hier relevanten Form von Inkohärenz. Nennen wir „Neurokonstruktivismus“ die antirealistische Theorie, die man mit der Behauptung verbinden kann, daß wir niemals Dinge oder Tatsachen an sich wahrnehmen, sondern vielmehr nur dasjenige wahrnehmen, was unser Gehirn auf der Basis eines sensorischen Inputs konstruiert. Für alles gelte hier, daß wir es nur vollständig verstehen können, wenn wir etwas über unser Verstehen verstehen. Ein „Ding“ bzw. eine „Tatsache an sich“ heiße hier ein Ding, das auch dann existiert hätte, wenn es niemand, v.a. kein Gehirn, registriert hätte, und entsprechend ist eine „Tatsache an sich“ eine Tatsache, die auf dieselbe Weise modal robust bestanden hätte. Als Evidenz für eine solche Theorie könnte man anführen, daß wir wissen, daß elektrische Impulse, die auf unsere Netzhaut treffen, im Gehirn durch verschiedene Areale übermittelt werden, bis sie schließlich im visuellen Kortex als mentales Umgebungsbild oder subjektives Gesichtsfeld erscheinen. Der Neurokonstruktivismus nimmt dabei an, daß das mentale Umgebungsbild, in dem mir gerade mein Bildschirm sowie allerlei drei- oder vierdimensionale bunt eingefärbte Dinge erscheinen, vergleichbar mit einer Landkarte ist. Eine Landkarte erlaubt angemessene Orientierung, sie entspricht in diesem Sinne demjenigen, was sie kartographiert. Doch heißt dies nicht, daß die Landschaft etwa an sich so aussieht, wie sie auf der Landkarte erscheint. Das mentale Umgebungsbild existiert genau so wie die Landkarte nur aufgrund des Umstandes, daß wir beide mental konstruiert haben, was dem Neurokonstruktivismus zufolge stets dadurch besser erklärt werden kann, daß wir die Funktion der beteiligten Gehirnvorgänge immer detaillierter verstehen. Nun ergibt sich aber das Problem, daß alle Elemente, die in der Versuchsanordnung erscheinen, die für den Neurokonstruktivismus sprechen (Gehirnareale, elektrische Impulse, die substantielle Differenz zwischen der Umgebung und dem Umgebungsbild, die Instrumente, die wir verwenden, um die Sinnesphysiologie überhaupt zu formulieren usw.) *ex hypothesi* zum Umgebungsbild gehören. Das Umgebungsbild der Versuchsanordnung postuliert eine Umgebung und nimmt Wissen von dieser Umgebung in Anspruch, etwa, daß die Umgebung

mindestens so beschaffen ist, daß elektrische Impulse durch sie generiert werden können, da sie ja materiell ist und damit umwandelbare Energie bereitstellt. Nehmen wir nun mittels der Versuchsanordnung das Gehirn wahr, d.h. nimmt das Gehirn sich selbst wahr, müssen wir annehmen, daß in der Umgebung dieses Bildes an sich ebenso wenig ein Gehirn ist, wie der Schwarzwald sich in *Google Maps* befindet. Wir nehmen also auch nicht das Gehirn, sondern ein Gehirnbild wahr, dem an sich kein Gehirn entspricht.<sup>1</sup> Wie die Dinge oder Tatsachen an sich beschaffen sind, müssen wir fallibel aus den Umgebungsbildern schließen, von denen wir annehmen, daß sie im Gehirn erzeugt werden. Doch diese Aussage ist ihr selbst zufolge mindestens fallibel und damit dahingehend revidierbar, daß es sein könnte, daß wir an sich kein Gehirn haben, daß die ganze Rede vom Gehirn mitsamt allen Bildern, die wir uns selbst mit den besten technologischen Mitteln heute von ihm machen, sich überhaupt nicht auf Gehirne an sich bezieht. Doch was soll da sonst sein? Wenn wir damit rechnen, daß wir an sich weder ein zentrales Nervensystem noch ein Gehirn haben könnten, bricht die Theorie zusammen. Unter Selbstanwendung zeigt sich verfahrenerer Unsinn: Aus der These, das Gehirn konstruiere sich seine Welt auf der Basis elektrischer Impulse, wird die These, daß es möglicherweise an sich kein Gehirn gibt. Doch wer konstruiert hier dann? Kann man wirklich annehmen wollen, daß eine allen unseren bisherigen Annahmen möglicherweise völlig widersprechende Welt an sich die Illusion vom sich selbst konstruierenden Gehirn hervorbringt, daß dieses nur eine illusorische Verzerrung eines an sich epistemisch blinden Teilchenzoos ist, der auf einer bestimmten uns nicht zugänglichen Komplexitätsebene illusorische Umgebungsbilder produziert? In einem Wort, ist die gegenwärtige technokratische Neuroversion von Schopenhauers These der Welt als Vorstellung nicht sogar noch unplausibler als Schopenhauers Solipsismus, weil sie evidenzbasiert beginnt und von dort aus unkontrolliert in übergeneralisierte Metaphysik umschlägt?

Was hier unter Selbstanwendung geschieht, ist eine Instanz eines allgemeinen ontologischen Problems, das ich für den logischen Kern der Realismus-Antirealismus-Debatte halte. Ich verstehe die Debatte primär als einen Streit über eine zentrale Sorte modaler Konditionale. Wir fragen uns nämlich, was der Fall gewesen wäre, wenn irgendeine kritisch näher zu untersuchende und damit unter Verdacht geratene Registratur (der Geist, das Gehirn, die Gesellschaft, die Moral, der Geschmack, die Gefühle, Sinne usw.) nicht existiert hätte. Entsprechend muß man auch beantworten, wie die Erklärung der Kontrastkonditionale aussehen soll.

---

<sup>1</sup> Besonders deutlich hat dies übrigens Friedrich Albert Lange erkannt, der damit Nietzsche beeinflusst hat. Vgl. Friedrich Albert Lange, *Geschichte des Materialismus*, Bd. 2, Frankfurt am Main 1974, S. 850-872.

Im folgenden geht es um die Frage, unter welchen Bedingungen wir einen *ontologischen Realismus* formulieren können. Der ontologische Realismus behauptet im Unterschied zum ontologischen Antirealismus, daß wir im allgemeinen nichts über das Verstehen von Existenz verstehen müssen, um vollständig zu verstehen, was es bedeutet, daß etwas existiert. Dabei gilt es zu beachten, daß vieles existiert, das gerade nur dann existiert, wenn es in Gegenstandsbereichen vorkommt, die wir antirealistisch verstehen müssen. Die Pointe des ontologischen Realismus besteht darin, daß er die Differenz zwischen Gegenstandsbereichen, die man realistisch und solchen, die man antirealistisch behandeln muß, seinerseits so versteht, daß die realistischen Gegenstandsbereiche realistisch bleiben.

Genau genommen muß der ontologische Realismus wahr sein, wenn ein lokaler Antirealismus vertretbar sein soll. Wenn es Werte etwa nur dann gibt, wenn vernunftbegabte Wesen diese verstehen und artikulieren können, ist dieser Umstand nicht selbst wieder im selben Sinn vom Verständnis dieser Wesen abhängig. Daß Werte in diesem Sinne konstruiert sind, ist nicht auf dieselbe Weise konstruiert. Vieles wäre auch dann der Fall gewesen, wenn es kein Verstehen gegeben hätte, Existenz kann nicht im allgemeinen davon abhängen, daß wir sie verstehen.

Ich nenne nun Tatsachen, die auch dann bestanden hätten, wenn es keine für Verstehen relevante Registratur gegeben hätte, *maximal modal robuste Tatsachen*. Diese werden in modal robusten Konditionalen (MRK/max.) ausgedrückt wie dasjenige des Nominalismus:

(MRK/max. – Nominalismus) Wenn es niemals Wesen mit der Fähigkeit der Bezugnahme gegeben hätte, hätte das Universum nur aus Einzeldingen bestanden, auf die keine allgemeinen Eigenschaften zutreffen.

Ein anderes MRK entspräche der Grundidee des moralischen Antirealismus:

(MRK/max. – Moral) Wenn es niemals Wesen mit kontingenten Werturteilen gegeben hätte, wäre keine Handlung moralisch oder unmoralisch gewesen.

Am anderen Ende des Spektrums finden wir entsprechende Konditionale vom Typ (MRK/min.), d.h. Analysen der Verhältnisse, die bestehen, sobald die Registraturen existieren. Dies kann man wiederum anhand von Farben oder Tönen veranschaulichen.

(MRK/min. – Farben) Nur wenn es Wesen mit einem bestimmten Gehirn gibt, sieht der Schwarzwald u.a. grün und braun aus.

(MRK/min. – Töne) Nur wenn es Wesen mit einer bestimmten Kulturgeschichte gibt, klingt der vierte Satz von Beethovens neunter Symphonie wie eine Ode an die Freude.

Man darf nun bereits an dieser Stelle nicht übersehen, daß der (MRK/min.)-Typ so formuliert wird, daß er in Kontexte eingebettet ist, die vom (MRK/max.)-Typ sind. Wesen mit einem bestimmten Gehirn sind in die biologische Evolution eingebettet, Wesen mit einer bestimmten Kulturgeschichte leben auf der Erde, auf der sie nur leben können, weil das Planetensystem eine bestimmte Struktur hat, die unsere Nische habitabel macht. Habitabel wäre die Erde wohl auch dann, wenn unsereiner nicht entstanden wäre. Von ihrer maximal modal robusten Habitabilität profitierten schon Lebensformen, denen man über ihre Chemie hinaus nur ungerne das Leben des Verstehens zusprechen möchte. Dies bedeutet, daß wir eigentlich dauernd auf einer mittleren MRK-Ebene philosophieren, da wir meistens Verhältnisse untersuchen, deren Zustandekommen „aus dem Standpunkte eines Menschen“<sup>2</sup> beobachtet wird, der aber seinerseits in maximal robuste Umgebungen eingelassen ist. Dies gilt etwa dann, wenn wir uns fragen, welche Instanzen von (MRK/max.) wir annehmen müssen. Denn wir wissen schließlich, daß vieles auch dann der Fall gewesen wäre, wenn wir uns niemals verstehend auf es bezogen hätten.

Wem dies nicht einleuchtet (was schon ein großes Problem ist), der sei nur darauf verwiesen, daß selbst dann, wenn alles nur der Fall wäre, weil sich jemand auf es bezieht, dies seinerseits nicht nur deshalb der Fall wäre, weil sich jemand auf es bezieht. Der Solipsismus will ja auch erklären, wie wir nicht schon immer wissen, daß er wahr ist. Mit anderen Worten: Wäre der Solipsismus wahr, wäre er nur dadurch wahr, daß das in ihm gefangene Subjekt dies wüßte. Die interessante Konsequenz wäre, daß jeder, der der Meinung ist, daß der Solipsismus falsch ist, damit weiß, daß er entweder nicht existiert, weil der Solipsismus wahr ist, oder weiß, daß der Solipsismus falsch ist.<sup>3</sup>

Unter der von mir vorgeschlagenen Beschreibung stellt sich die Lage nun so dar, daß die Realismus-Antirealismus-Debatte immer nur lokal zu führen und zu entscheiden ist. Es gibt kein allgemeines Realismus-Problem, etwa in der Form eines Außenweltproblems. Wir sind immer vor die konkrete Aufgabe gestellt, ein *bestimmtes* Phänomen in *seiner* modalen

---

<sup>2</sup> Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Hamburg 1956, A 26/B 42.

<sup>3</sup> In Daniel Kehlmanns *F* erweist sich genau dies als die Struktur der Hypnose: „Sie richten das Bewusstsein auf sich selbst, oder? Das ist der Trick. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Aufmerksamkeit. Darauf, wie sie sich auf sich selbst richtet. Eine Schleife, und plötzlich kann man nicht mehr –“ Daniel Kehlmann, *F. Roman*, Hamburg 2013, S. 39.

Einbettung zu beschreiben. In dieser Optik sind wir noch Lichtjahre davon entfernt, die wesentlichen Probleme auch nur angemessen formuliert zu haben.<sup>4</sup>

Die Frage lautet nun, wie wir „Existenz“ verstehen müssen, um sie nicht von unserem Verstehen auch nur so abhängig zu machen, daß wir annehmen, daß nichts existiert hätte, hätten wir es nicht verstehen können. Ich verstehe dabei unter „Ontologie“ die systematische Beantwortung der Frage, was „Existenz“ und damit zusammenhängende Begriffe bedeuten. Ich werde dafür argumentieren, daß ein ontologischer Antirealismus nicht kohärent formuliert werden kann, d.h. daß Begriffe wie „Existenz“ und damit zusammenhängende Begriffe sich auf einen Bereich beziehen, der auch dann bestanden hätte, wenn es niemals Wesen mit einer artikulierten Registratur gegeben hätte, die man noch legitim als „Bezugnahme“ charakterisieren kann. Dagegen könnte man nur noch einen Panintentionalismus stellen, d.h. die These, daß selbst schon kausale oder abstrakte Tatsachenverhältnisse von der Art sind, daß wir sie als Bezugnahme deuten müssen. Dann würde der Mond auf die Sonne und die Zahl 2 auf die Zahl 4 Bezug nehmen, was jedenfalls nicht mehr dem Begriff von Bezugnahme entspricht, den wir normalerweise verwenden. Beginnen wir also mit der alles entscheidenden Frage:

### I. Was ist Existenz?

In der neuzeitlichen Philosophie lassen sich zwei Tendenzen unterscheiden, diese Frage zu beantworten, die häufig als eine einzige Traditionslinie gesehen werden. Die eine Tendenz, für die Kant steht, versteht „Existenz“ als den Umstand, daß etwas in der Welt vorkommt, oder, daß etwas erscheint. Die andere Tendenz, die insbesondere bei Frege, Russell und Quine im Hintergrund steht und in der metaphysischen Debatte der frühen Neuzeit ihren Ausgang nimmt, versteht „Existenz“ als die höherstufige Eigenschaft, Eigenschaften zu haben (d.h. als Substanzbegriff).<sup>5</sup> Es ist irreführend, daß häufig von einer Kant-Frege-Russell-Quine-

---

<sup>4</sup> Insbesondere glaube ich, daß wir uns vor dem vorgeschlagenen Hintergrund methodologisch informiert auf neue Weise fragen müssen, welche Aspekte des Sozialen eigentlich konstruiert sind und welche nicht. Ist wirklich alles Soziale konstruiert, wie etwa John Searle und viele andere annehmen, oder gibt es nicht sogar ausgerechnet Elemente der Finanzwirtschaft, die wir realistisch erklären müssen in dem Sinne, daß sie völlig zuwendungsunabhängig existieren? Was ist in diesen Sphären eigentlich kontingent und was ist dann doch letzten Endes ein objektives und alternativloses Gesetz, das wir nicht durch konstruierende Entscheidungsgremien loswerden? Genau auf solche Gesetze hob seinerseits der ursprüngliche Marxismus ab, der sein Gesicht durch antirealistische Aufweichung in den letzten hundertundfünfzig Jahren verloren hat.

<sup>5</sup> Vgl. die Rekonstruktion einer entsprechenden Argumentation, die „die Eigenschaft, irgendeine Eigenschaft zu haben“ mit Freges Begriffs „des Unter-irgendeinen Begriff-Fallens“ gleichsetzt, Tobias Rosefeldt, „Sein, Seiendes Seiendheit. Eine These Heideggers aus Sicht der analytischen Ontologie“, in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie* 2/2003, S. 99–121, Zitate auf S. 113. Zur Erläuterung von Freges Dualismus von Gegenständen und Funktionen bedient sich Rosefeldt der Formulierung, Frege zufolge ließe sich „der Bereich all dessen, was es gibt, aufteilen in den der Gegenstände und den der Funktionen, und diese beiden Bereiche überlappen sich

Tradition der Ontologie gesprochen wird, nicht nur, weil alle genannten im einzelnen sehr unterschiedliche Lösungen vorgeschlagen haben, sondern auch, weil sie unterschiedlich weitsichtig argumentieren. Kant hat in dieser Debatte die Nase vorn, weil er explizit eine Verbindung zwischen dem Weltproblem und dem Existenzbegriff herstellt, die bei Frege, Russell oder Quine implizit bleibt und deswegen zu Problemen führt.<sup>6</sup> Der Grund, alle genannten Ansätze auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, besteht darin, daß stets eine Variante des folgenden Arguments in Anspruch genommen wird, um die jeweils divergierenden ontologischen Positionen zu motivieren. Ich nenne das Argument das *ontologische Motiv*.

Ausgangspunkt des ontologischen Motivs ist der Begriff einer *eigentlichen Eigenschaft*. Darunter verstehe ich vorläufig eine Eigenschaft, deren Kenntnis ein epistemisches Subjekt in die Lage versetzt, einen Gegenstand in der Welt von einigen anderen Gegenständen zu unterscheiden. Beispiele für eigentliche Eigenschaften sind: Grün-Sein, Eine-Brasilianische-Großstadt-Sein, eine Primzahl-Sein, Bundeskanzlerin-Sein, Schön-Sein, Gut-Sein, Einhorn-Sein usw. Wer von einem Gegenstand weiß, daß er grün ist, weiß zum Beispiel, daß dieser Gegenstand keine Bundeskanzlerin ist, es sei denn, diese habe sich heute morgen grün angemalt oder sie sei unter ihrer Merkel-Oberfläche in Wahrheit eine grüne Außerirdische. Eigentliche Eigenschaften erfüllen eine diskriminatorische Funktion, was nicht für alle Eigenschaften gilt. *Logische Eigenschaften*, wie Colin McGinn dies nennt, sind im Unterschied zu eigentlichen Eigenschaften, solche Eigenschaften, die Gegenstände haben müssen, um überhaupt Gegenstände zu sein, etwa die Eigenschaft, mit sich identisch zu sein, oder die Eigenschaft, alle Eigenschaften zu haben, die notwendig dafür sind, ein Gegenstand zu sein.<sup>7</sup> Davon kann man, anders als McGinn, noch *metaphysische Eigenschaften* unterscheiden, d.h. solche Eigenschaften, die allem zukommen, was in der Welt vorkommt. Ich verstehe dabei unter *Metaphysik* die Theorie der Welt als Welt oder, mit anderem Akzent, die Theorie maximal unrestringierter Quantifikation, also eine Theorie, die Aussagen über alles trifft. Vor diesem Hintergrund könnte man zwischen *metaphysisch kontingenten* und

---

nicht“ (ebd., S. 107f.). Doch damit stellt sich eigentlich erst die für Heidegger bedeutsame Frage, was es bedeutet, einen solchen Bereich anzunehmen? Wenn diesen Bereich gibt (und Rosefeldt scheint dies anzunehmen), fragt sich doch, ob Frege der Meinung war, es handle sich bei ihm um einen Gegenstand oder um eine Funktion, was beides erläuterungsbedürftig ist und eigene Probleme mit sich bringt. Obwohl Rosefeldt überzeugende Parallelen zwischen Freges Dualismus und Überlegungen Heideggers anstellt, liegt er falsch, wenn er den Dualismus von Begriff und Gegenstand mit der ontologischen Differenz identifiziert. Diese kommt bei Heidegger erst ins Spiel, wenn man die Frage nach dem Status des Bereichs stellt, in dem Freges Distinktion verortet werden soll. Heidegger beginnt deswegen dort, wo Frege aufhört.

<sup>6</sup> Vgl. dazu Markus Gabriel, *Die Erkenntnis der Welt. Eine Einführung in die Erkenntnistheorie*, Freiburg i. Br., 4. Auflage, 2013, sowie Markus Gabriel, *An den Grenzen der Erkenntnistheorie. Die notwendige Endlichkeit des objektiven Wissens als Lektion des Skeptizismus*, Freiburg i. Br., 2. Auflage 2014.

<sup>7</sup> Colin McGinn, *Logical Properties*, Cambridge, MA 2003.

*metaphysisch notwendigen Eigenschaften* unterscheiden. Metaphysisch kontingent wäre etwa die Eigenschaft, grün zu sein, genau dann, wenn alle Gegenstände immer grün gewesen wären, grün sind, und grün sein werden. Sie hätten auch blau oder farblos sein können. Metaphysisch notwendig sind Eigenschaften, die alles genau deswegen hat, weil es in der Welt vorkommt. Die Analyse logischer Eigenschaften könnte man von der Metaphysik noch dadurch unterscheiden, daß logische Eigenschaften selbst noch hinsichtlich der Existenz von überhaupt irgendetwas modal robust sind. Selbst wenn nichts, jedenfalls kein Universum, existiert hätte, wäre alles mit sich selbst identisch gewesen, nur, daß die Extension von „alles“ dann eben die leere Menge gewesen wäre. Der Unterschied von logischen und metaphysischen Eigenschaften setzt freilich voraus, daß man zwischen dem logischen Raum, der durch logische Gesetze des Wahrseins aufgespannt wird, und der Welt unterscheidet, die dann beispielsweise der Maximalbereich des Existierenden wäre, wobei „Existieren“ hier zeitlich als „existierte, existiert oder wird existieren“ erläutert werden müßte.

Die neuzeitliche Ontologie kulminiert in der Einsicht des ontologischen Motivs, daß „Existenz“ jedenfalls keine eigentliche Eigenschaft ist. Als Beleg dafür kann man anführen, daß wir einen Gegenstand von keinem anderen unterscheiden könnten, wenn wir nur von ihm wüßten, daß er existiert. Dies dürfte sich sowohl hinter Hegels berühmtem Diktum verbergen, Sein und Nichts seien ein- und dasselbe, als auch vermutlich hinter Kants Beobachtung, dass Setzen und Bestimmen partiell zu unterscheiden seien.<sup>8</sup> Denn wir setzen einen Gegenstand voraus, wenn wir ihn bestimmen dergestalt, daß wir uns zwar in den Bestimmungen täuschen mögen, den Gegenstand deswegen aber noch nicht seinerseits aus dem Blick verlieren.<sup>9</sup> Die Behauptung, daß etwas existiert, unterscheidet sich demnach von der Behauptung, daß es ein So-und-so ist.

Das ontologische Motiv läßt sich schematisch folgendermaßen darstellen:

(P1) Existenz ist keine eigentliche Eigenschaft.

(P2) Existenz ist eine Eigenschaft.

(P3) Alle Eigenschaften sind entweder eigentlich, logisch, oder metaphysisch.

---

<sup>8</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Wissenschaft der Logik. Erster Band*, in: ders. *Gesammelte Werke*, Bd. 11, Hamburg 1978, S. 44; Immanuel Kant, *Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes*, Hamburg 2011, S. 17 (AA II 73); Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, A 598/B 627f.

<sup>9</sup> Vgl. Hans Wagner, „Über den Satz Kants, das Dasein sei kein Prädikat“, in: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 53 (1971), S. 183-186. Diese Idee verbirgt sich natürlich hinter Kripkes Einwänden gegen den semantischen Deskriptivismus. Vgl. Saul Kripke, *Name und Notwendigkeit*, Frankfurt/M. 1993 sowie neuerdings ders., *Reference and Existence. The John Locke Lectures*, Oxford/New York 2013. Allerdings zeigen Kripkes Überlegungen lediglich, daß der semantische Deskriptivismus problematisch ist. Für eine Verteidigung eines ontologischen Deskriptivismus vgl. Markus Gabriel, *Sinnfelder. Eine neue realistische Ontologie*, Berlin 2014 (i. Ersch.).



(K) Also ist Existenz entweder eine logische oder eine metaphysische Eigenschaft.

Ich spreche hier deswegen von einem Motiv, weil das Argument lediglich der Eröffnungszug der neuzeitlichen Ontologien ist, die dann im einzelnen divergieren. Ohne eine angemessene exegetische Verteidigung in Anspruch zu nehmen, kann man sich die Grundstellungen der neuzeitlichen Ontologien auf die folgende Weise vergegenwärtigen.

Kant behauptet, Existenz sei der Umstand, daß etwas in der Welt im Sinne des „Felde[s] möglicher Erfahrung“<sup>10</sup> erscheint, wie er den Welbegriff einmal erläutert. Dies impliziert, daß Existenz für Kant letztlich *percipi vel percipi posse* ist.<sup>11</sup> Was existiert, steht in einem Zusammenhang mit Erfahrbarkeit. Insbesondere gilt, daß die Modalitäten Wirklichkeit, Möglichkeit und Notwendigkeit Kant zufolge nur dann auf etwas zutreffen, wenn es in einer Beziehung zu unseren Begriffen steht.<sup>12</sup> Daraus folgen dann transzendental-idealistische (antirealistische) Konditionale wie dieses:

(TI) Hätte es keine epistemischen Subjekte eines bestimmten Typs gegeben, wäre nichts wirklich gewesen.

Unsere eigene Existenz verwirklicht damit alles, auch retroaktiv in dem Sinne, daß vergangene Ereignisse deswegen als so-und-so individuierte stattgefunden haben, weil es epistemische Subjekte eines bestimmten Typs, hier vor allem Menschen, gegenwärtig gibt. Meine Vermutung ist, daß der eigentliche Stein des Anstoßes, den Meillassoux etwas unpräzise als „Korrelationismus“ anprangert, Konditionale wie (TI) sind.<sup>13</sup> (TI) ist eine ziemlich maximale Variante des ontologischen Antirealismus, weil (TI) besagt, daß nichts existierte, d.h. wirklich wäre, gäbe es keine Bezugnahme eines bestimmten Typs.

Natürlich hat Kant dieses Problem erkannt und meiner Lesart zufolge genau deswegen den Begriff des Dings an sich eingeführt. Seine berühmte Erklärung, der „stolze Name einer Ontologie“<sup>14</sup> sei zugunsten transzendentaler Bescheidenheit aufzugeben, kann man gerade so interpretieren, daß er es offen läßt, ob es andere Formen von Existenz gibt, die entweder gar nicht von Bezugnahme oder jedenfalls nicht von Bezugnahme des uns bekannten Typs

<sup>10</sup> Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, A 229/B 281.

<sup>11</sup> So etwa auch Jaakko Hintikka, „Kant on Existence, Predication, and the Ontological Argument“, in: *Dialectica*, 35 (1981), S. 127-146. Besonders deutlich hat dies Heidegger herausgearbeitet. Vgl. Martin Heidegger, *Die Grundprobleme der Phänomenologie*. In: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 24, Frankfurt/M. 1997, §§7-9.

<sup>12</sup> Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, A 219/B 166f.

<sup>13</sup> Vgl. Quentin Meillassoux, *Nach der Endlichkeit. Versuch über die Notwendigkeit der Kontingenz*, Zürich 2008.

<sup>14</sup> Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, A 247/B 303.

geprägt sind. Kant verwendet den Ausdruck „Existenz“ damit lokal und läßt Raum für andere Existenzbegriffe, die man als „X-sistenz“ bezeichnen kann. Damit vertritt er die ziemlich aufregende Position eines ontologischen Antirealismus mit unrestringierter Quantifikation für alles Existierende, läßt aber offen, ob diese Quantifikation nicht doch noch in einen weiteren Bereich eingebettet ist, der sie für uns unbeobachtbar lokal macht. Soweit wir erkennen und wissen können, gilt demnach, daß alles Existierende in der Welt vorkommt, ja, daß Existenz genau diese Eigenschaft ist, in der Welt vorzukommen, daß es aber in einem in unserer modalen Sprache unverständlichen Sinne „möglich“ oder vielmehr „X-möglich“ ist, daß es neben allem Existierende noch X-sistierendes gibt. Jacobi hat allerdings richtig erkannt, daß Kant damit ins Fahrwasser eines radikalen Nihilismus gerät, wenngleich Jacobi diese Diagnose auch anders begründet hätte.<sup>15</sup> Um dies zu verstehen, sollte man weiterhin zwischen *ontischem* und *ontologischem Nihilismus* sowie zwischen *ontischem* und *ontologischem Monismus* folgendermaßen unterscheiden:

Der *ontische Nihilismus* ist die These, daß überhaupt nichts existiert.

Der *ontologische Nihilismus* ist die These, daß kein Bereich existiert, in dem irgendetwas vorkommt.

Der *ontische Monismus* ist die These, daß es nur einen einzigen Gegenstand gibt.

Der *ontologische Monismus* ist die These, daß es nur einen einzigen (allumfassenden) Bereich gibt.

In diesem Spektrum sind viele Kombinationen möglich. Quine etwa ist ontologischer Nihilist, da er sogar die Existenz von Mengen bestreitet und nominalistisch nur Einzeldinge zulassen möchte – am liebsten ausschließlich die physischen – er ist aber kein ontischer Nihilist. Kant ist nun ontologischer Monist, da er behauptet, daß alles Existierende in der Welt vorkommt, da er „Existenz“ als die Eigenschaft der Welt versteht, daß etwas in ihr erscheint. Allerdings impliziert dies wider seinen Willen einen ontologischen Nihilismus, weil die Welt Kants Prämissen zufolge gerade ihrerseits nicht in der Welt vorkommt. Sie ist kein Gegenstand, sondern allenfalls ein Horizont aller Horizonte. Bestenfalls ist sie eine regulative Idee, d.h. eben eine selbst nicht gegenständliche Bedingung dafür, daß etwas ein Gegenstand ist.<sup>16</sup>

---

<sup>15</sup> Friedrich Heinrich Jacobi, „Vorrede. Zugleich Einleitung in des Verfassers sämtliche philosophische Schriften“, in: ders. *Werke*, 2. Bd., Leipzig 1815, S. 3-125.

<sup>16</sup> „Wenn man nun zeigen kann, daß, obgleich die dreierlei transzendentalen Ideen (*psychologische*, *kosmologische*, und *theologische*) direkt auf keinen ihnen korrespondierenden Gegenstand und dessen Bestimmung bezogen werden, dennoch alle Regeln des empirischen Gebrauchs der Vernunft unter Voraussetzung eines solchen Gegenstandes in der Idee auf systematische Einheit führen und die Erfahrungserkenntnis jederzeit erweitern, niemals aber derselben zuwider sein können: so ist es eine notwendige Maxime der Vernunft, nach dergleichen Ideen zu verfahren [sic]. Und dieses ist die transzendente Deduktion aller Ideen der spekulativen Vernunft, nicht als konstitutiver Prinzipien der Erweiterung unserer Erkenntnis über mehr Gegenstände, als Erfahrung geben kann, sondern als regulativer Prinzipien der systematischen Einheit des Mannigfaltigen der empirischen Er-

Demnach kann die Welt selbst aber nicht existieren. Wenn die Welt aber nicht existiert, existiert unter der Voraussetzung, daß „Existenz“ so viel wie „Vorkommen in der Welt“ bedeutet, überhaupt nichts. Kants einzige Ausflucht ist die Behauptung, daß die Welt zwar nicht existiert, daß es aber immerhin „X-möglich“ ist, daß sie „X-sistiert“. Damit ist sie aber noch keineswegs gerettet, da sie immer noch nicht existiert und damit weiterhin gar nichts existiert, woraus robuster Unsinn folgt, wie etwa die Behauptung, daß zwar nichts existiert, daß alles, was uns erscheint, aber „X-möglicherweise X-sistiert“, was bedeutet, daß unsere Erkenntnis auf ziemlich radikale Weise ins Nichts hineingehalten ist. Dies ist kein Grund, ein neues Mysterium zu feiern, wie dies dann Schopenhauers Irrationalismus nahegelegt hat, sondern vielmehr Anlaß einer dringenden Theorierevision.

Wenig besser sieht es am anderen Ende der neuzeitlichen Ontologie, d.h. im Rahmen der Annahme aus, Existenz sei die höherstufige Eigenschaft, Eigenschaften zu haben. Selbst wenn man von der vielfältig problematischen Annahme absieht, der Existenzbegriff sei durch den Existenzquantor vollständig ausgedrückt, versinkt die Ontologie bei Frege, Russell oder Quine im Sumpf eines unhaltbaren ontologischen Antirealismus, wofür ich gleich argumentieren werde. Zuvor nur zwei kurze Seitenhiebe gegen den Existenzquantor, das verdrehte E.

Der *erste Einwand* wurde intensiv in der Debatte um die freie Logik diskutiert und besagt, daß wir in der Prädikatenlogik zweiter Stufe eigentlich nicht notwendig über Existierendes quantifizieren, wenn wir quantitativ restringierte Aussagen über einiges treffen.<sup>17</sup> Die Aussage: Für einige Einhörner im Unterschied zu anderen Einhörnern gilt, daß sie aufgrund ihrer DNA heute ausgestorben wären, wären sie zur Zeit des Kaisers Nero geboren worden, quantifiziert, aber offensichtlich nicht über existierende Einhörner.

Der *zweite Einwand* weist darauf hin, daß die Frage, *wie viele* Einhörner existieren, nicht identisch mit der Frage ist, *ob* Einhörner existieren. Zwar folgt daraus, daß drei Einhörner existieren, daß überhaupt Einhörner existieren, aber es ist für ihre Existenz nicht wesentlich, daß es drei oder auch nur ein ganzes sind. Es existieren ja auch dann Kuchen, wenn halbe Kuchen existieren. Die ganzzahlige Anzahl, die man mit dem Existenzquantor verbindet, ist ontologisch naiv, woraus ich gleich noch einen Einwand gegen Frege machen werde.

---

kenntnis überhaupt, welche dadurch in ihren eigenen Grenzen mehr angebaut und berichtet) wird, als es ohne solche Ideen durch den bloßen Gebrauch der Verstandesgrundsätze geschehen könnte.“ Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, A 671/B 699. Vgl. dazu auch Markus Gabriel, *Der Mensch im Mythos. Untersuchungen über Ontotheologie, Anthropologie und Selbstbewußtseinsgeschichte in Schellings Philosophie der Mythologie*, §5, sowie Markus Gabriel, *An den Grenzen der Erkenntnistheorie. Die notwendige Endlichkeit des objektiven Wissens als Lektion des Skeptizismus*, §2.

<sup>17</sup>Alex Orenstein, *Existence and the Particular Quantifier*, Philadelphia 1978.

Vertreter der Annahme, Existenz sei die höchststufige Eigenschaft, daß etwas eigentliche Eigenschaften hat, verweisen häufig auf das folgende Problem. Wenn Existenz eine eigentliche Eigenschaft wäre, müßte man den Satz:

(O) Obama existiert.

als Zuschreibung einer Eigenschaft an Obama auffassen. Damit Obama aber irgendeine Eigenschaft haben könne, müsse er existieren. Dies erzeuge insbesondere das Problem negativer Existenzaussagen, da aus

(E) Das Einhorn E existiert nicht.

*prima vista* folgen müßte, daß das Einhorn E existieren muß, damit es die Eigenschaft, nicht zu existieren, haben kann. Dabei handelt es sich aber um ein meines Erachtens leicht zu lösendes Problem, da man die etwa von Barry Miller ausgearbeitete Behauptung vertreten könnte, daß Existenz diejenige Eigenschaft ist, die die Eigenschaft hat, daß ihre Negation keine eigentliche Eigenschaft ist, ihre Behauptung aber schon.<sup>18</sup> Außerdem kann man versuchen, das Problem durch Manöver in der Theorie der Negation oder aber durch Angabe von Kriterien dafür zu umgehen, daß etwas eine vollgültige und nicht bloß eine zurechtgemachte Eigenschaft ist, wie etwa die Eigenschaft meiner Fingerkuppe, ihre Entfernung zum Eiffelturm ständig zu verändern, zurechtgemacht wäre.<sup>19</sup> Doch diese logischen Manöver, die sich hinter der Debatte um die Frage verbergen, ob Existenz überhaupt eine Eigenschaft, gleich welcher Stufe, ist, möchte ich im Dienst meiner Argumentation beiseite lassen.<sup>20</sup>

Das Problem, das bei Frege, Russell und Quine am Werk ist, besteht darin, daß sie Existenz als eine höchststufige Eigenschaft von Systemen verstehen, die man nur unter Rekurs auf Bedingungen unserer Bezugnahme versteht. Konkret deutet Frege Existenz als den Umstand, daß etwas unter einen Begriff fällt, Russell als den Umstand, daß eine propositionale Funktion manchmal den Wahrheitswert wahr hat, und Quine als den Umstand, daß gebundene

<sup>18</sup> Vgl. Barry Miller, *The Fullness of Being. A New Paradigm for Existence*, Notre Dame 2012.

<sup>19</sup> Vgl. dazu die Diskussion zurechtgemachter Prädikate unter dem Stichwort von „Cambridge Properties“ bei Miller, *The Fullness of Being*.

<sup>20</sup> Vgl. hier die besonders durch G.E. Moore eingeleitete Debatte, etwa George Edward Moore, „Is Existence a Predicate?“, in: Ders., *Philosophical Papers*, London/New York 1959, S. 115-126; Peter F. Strawson, „Is Existence Never a Predicate?“, in: *Crítica: Revista Hispanoamericana de Filosofía* 1/1 (1967), S. 5-19.

Variablen einen Wert haben.<sup>21</sup> Die dahinter stehende, allen gemeinsame Idee kann man sich leicht vergegenwärtigen. Sie akzeptieren die neuzeitliche Variante von Platons ontologischer Gleichung, die besagt, daß Sein Bestimmtheit, das  $\acute{\omicron}\nu\ \tau\iota\ \text{sei}$ .<sup>22</sup> Sein ist etwas sein, d.h., was überhaupt existiert, existiert als dieses oder jenes. Nichts existiert einfach nur, sondern alles, was existiert, hat eigentliche Eigenschaften. Daraus ziehen sie den Schluß, daß „existieren“ die Eigenschaft ist, Eigenschaften zu haben. Da diese Eigenschaft aufgrund des ontologischen Motivs keine eigentliche Eigenschaft sein kann, muß es sich um eine besondere Eigenschaft handeln. Was die Eigenschaft, eigentliche Eigenschaften zu haben, zu einer besonderen macht, sehen sie nun darin, daß es sich um eine höherstufige Eigenschaft handelt, die ermöglicht, daß es wahrheitsfähige, also mindestens wahr-oder-falsch-seiende Urteile gibt. Ähnlich wie bei Platon ist mit dieser Lösung des ontologischen Problems zugleich die Lesbarkeit der Welt sichergestellt, da „existieren“ von vornherein so verstanden wird, daß Existierendes prinzipiell verstanden werden kann. Existierendes ist schon von sich her auf unsere Begriffe bzw. auf unsere Urteile bezogen, sofern diese in unseren Praktiken wahrheitsfähigen Behauptens artikuliert werden. Wenn nur dasjenige existiert, was unter Begriffen fällt oder was propositionalen Funktionen einen Wert zuweist oder was Wert einer gebundenen Variablen sein kann, ist der Grundgedanke des Apriori gerettet. Kant drückt diesen folgendermaßen aus:

„Die Bedingungen a priori einer möglichen Erfahrung überhaupt sind zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung.“<sup>23</sup>

Das entscheidende Problem dieser scheinbar erfreulichen Lösung, die das alteuropäische Diktum modernisiert, Sein und Denken seien dasselbe, wird wiederum sichtbar, wenn man die modalen Konditionale explizit macht, auf die man sich damit verpflichtet. Nennen wir den gemeinsamen Nenner von Begriffen, propositionalen Funktionen oder gebundenen Variablen, die sich erfolgreich in Umlauf befinden, „epistemische Systeme“. Denn wir führen diese Begriffe ja ein, um uns die mindestens lokale Erkennbarkeit des Existierenden verständlich zu machen. Vor diesem Hintergrund können wir nun das Konditional des ontologischen Antirealismus formulieren:

<sup>21</sup> Siehe Gottlob Frege, *Die Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*, Breslau 1884, §53; Bertrand Russell, *Logic and Knowledge. Essays 1901-1950*, Nottingham 2007, S. 228-240; Bertrand Russell, *Introduction to Mathematical Philosophy*, New York, NY 1993, S. 164f; W. V. O. Quine, „On What There Is“, in: ders. *From a Logical Point of View. 9 Logico-Philosophical Essays*, Cambridge 1981, S. 1-19, insbesondere S. 13.

<sup>22</sup> Platon, *Sophistes*, Frankfurt/M. 2007, 237c10ff., 244d14f.

<sup>23</sup> Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, A 111.

(OA) Wenn es keine epistemischen Systeme gegeben hätte, hätte nichts existiert.

Ich behaupte, daß dieses Konditional die ontologische Quintessenz des modernen Nihilismus ist, d.h. des Eindrucks, daß dasjenige, was uns als Menschen ausmacht, daß wir nämlich erkennen können, was der Fall ist, gleichsam wie ein absoluter Zufall in das Nichts des vorprädikativen Chaos einbricht und dieses lichtend ordnet. Daß es sozusagen epistemisch hell um uns herum wird, wie die uralte Lichtmetaphysik immer wieder eingeschärft hat, wird in Analogie zu einem göttlichen Schöpfungsakt gedacht, ein Motiv, das sich in jeder klassischen Ontotheologie findet.<sup>24</sup>

(OA) ist aber nicht etwa der alternativlose Ausdruck der Wahrheit über Sein und Denken, sondern schlichtweg eine haltlose Übergeneralisierung. Daraus, daß Existierendes erkennbar ist, sobald erkennende Wesen existieren, die es erkennen, folgt nicht, daß Existierendes unter allen Umständen erkennbar ist oder daß Existenz mit Erkennbarkeit identisch ist. Die modale Endung „-bar“ in erkennbar ist ein ontologischer Fallstrick, da sie uns nahelegt, daß die erst mit uns existierenden Bedingungen der Bezugnahme schon vollständig artikuliert vorliegen müssen, wenn überhaupt etwas existiert. Es ist nun in der Tat der Fall, daß nichts existiert hätte, wenn es nicht irgendwann möglich gewesen wäre, einiges Existierende zu erkennen, da dies *ex post* aus dem Umstand folgt, daß wir einiges erkennen. Wir wissen, daß es manchmal regnet und daß der Mond schon lange kleiner als die Erde ist. Daraus darf man aber nicht schließen, daß solche Tatsachen nicht bestanden hätten, wenn es keine Begriffsverwender oder keine wahrheitsfähigen artikulierten Gedanken gegeben hätte. In seinem Buch *Ethics Without Ontology* bringt Hilary Putnam das Problem des ontologischen Antirealismus ironisch auf den Punkt, wenn er schreibt:

„How can the question whether something *exists* be a matter of *convention*? The answer, I suggest, is this: what logicians call ‘the existential quantifier,’ the symbol ‘( $\exists$ x),’ and its ordinary language counterparts, the expressions ‘there are,’ ‘there exist’ and ‘there exists a,’ ‘some,’ etc., *do not have a single absolutely precise use but a whole family of uses.*“<sup>25</sup>

<sup>24</sup> Meines Erachtens gelingt es selbst Heidegger letztlich nicht, diese Version des Nihilismus zu überwinden. Vgl. dazu mein Markus Gabriel, „Ist die Kehre ein realistischer Entwurf?“ in: David Espinet und Toni Hildebrandt (Hg.), *Suchen Entwerfen Stiften: Randgänge zu Heideggers Entwurfsdenken*, München 2014 (i. Ersch.).

<sup>25</sup> Putnam, Hilary, *Ethics without Ontology*, Cambridge, MA 2004, S. 37.

Putnam akzeptiert demnach eine Variante der These, daß Existenz von begrifflichen Konventionen abhängt. Dies halte ich aber als Lösung des ontologischen Problems für unhaltbar übergeneralisiert, da es schlichtweg nicht der Fall ist, daß nichts oder nichts Bestimmtes existiert hätte, wenn es keine Verwendung für Existenz artikulierende epistemische Systeme gegeben hätte. „Gott ist tot“ sollte mindestens bedeuten, daß das Universum sowie die für es geltenden Naturgesetze keineswegs nur dadurch existieren, daß wir ihnen die Existenz vorschreiben. Wir überführen das Nicht-Existierende nicht universell dadurch in die Existenz, daß wir Strukturen aus dem Hut zaubern, die ohne uns nicht bestanden hätten. Dies gilt nur sehr lokal im Umfeld unseres Planeten. Unsere lokale ontologische Kreativität, Strukturen hervorzubringen, die ohne uns keinen Bestand hätten, ist teilweise erfreulich, da sie uns freie Gemeinwesen, Weinlokale, Strandurlaube, Käsesorten und Kunstgeschichte ermöglicht hat. Sie ist aber auch unerfreulich, da sie uns Diktaturen und Sein-zum-Tode beschert. Aber ein allgemeines Urteil über ein vermeintliches Ganzes folgt aus alledem nicht, worin Nietzsche völlig zu Recht das Gegengift gegen die Entfremdung des modernen Nihilismus gesehen hat.<sup>26</sup>

## II. Der Neue Ontologische Realismus

Im traditionellen Theoriespektrum könnte man nun auf den alten metaphysischen Realismus zurückfallen. Dieser besteht darauf, daß die Welt an sich insgesamt maximal davon unabhängig ist, wie wir sie uns verständlich machen. Doch damit geht traditionell die metaphysische Verfälschung der Tatsachen einher, die eine einheitliche Grundformel oder ein Prinzip sucht, das alles zusammenhält, ohne sich um unser Verstehen zu kümmern. Die derzeit herrschende Variante des alten metaphysischen Realismus ist ein Materialismus, der von sich selbst meint, er orientiere sich lediglich an den neuesten Errungenschaften der

---

<sup>26</sup> Vgl. etwa Friedrich Nietzsche, *Menschliches Allzumenschliches*, Nr. 28, in: Ders., *Kritische Studienausgabe*, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, Bd. 2, S. 48f.: „Weg mit den bis zum Ueberdruss verbrauchten Wörtern Optimismus und Pessimismus! Denn der Anlass, sie zu gebrauchen, fehlt von Tag zu Tage mehr: nur die Schwätzer haben sie jetzt noch so unumgänglich nöthig. Denn wesshalb in aller Welt sollte Jemand Optimist sein wollen, wenn er nicht einen Gott zu vertheidigen hat, welcher die beste der Welten geschaffen haben *muss*, falls er selber das Gute und Vollkommene ist, - welcher Denkende hat aber die Hypothese eines Gotte noch nöthig? – Es geht aber auch jeder Anlass zu einem pessimistischen Glaubensbekenntnis, wenn man nicht ein Interesse daran hat, den Advocaten Gottes, den Theologen oder den theologisirenden Philosophen ärgerlich zu werden und die Gegenbehauptung kräftig aufzustellen: dass das Böse regiere, dass die Unlust grösser sei, als die Lust, dass die Welt in Machwerk, die Erscheinung eines bösen Willens zum Leben sei. Wer aber kümmert sich jetzt noch um die Theologen – ausser den Theologen? – Abgesehen von aller Theologie und ihrer Bekämpfung liegt es auf der Hand, dass die Welt nicht gut und nicht böse, geschweige denn die beste oder die schlechteste ist, und dass diese Begriffe „gut“ und „böse“ nur in Bezug auf Menschen Sinn haben, ja vielleicht selbst hier, in der Weise, wie sie gewöhnlich gebraucht werden, nicht berechtigt sind: der schimpfenden oder verherrlichenden Weltbetrachtung müssen wir uns in jedem Fall entschlagen.“

theoretischen Physik. Grob gesagt lautet die Behauptung dieses Materialismus, daß nur dasjenige existiert, von dem uns die Physik gelehrt hat, daß es existiert. Dahinter verbirgt sich der wiederum uralte Eindruck, daß nur das Handgreifliche existiert, eine Position, die Platon als die Metaphysik der „Erdgeborenen (γηγενηεις)“ aufs Korn genommen hat.<sup>27</sup> Doch man braucht hier keine Polemik, um zu zeigen, daß der Materialismus keine ontologische Option darstellt und folglich auch keine Unterstützung bei der Formulierung eines ontologischen Realismus bietet. Es genügt der Hinweis auf einige ontologische Daten: Es gibt unendlich viele reelle Zahlen zwischen 2 und 5 und mehr als eine natürliche Zahl, es gibt mindestens eine Hexe in *Faust* (man kann sich streiten, ob die Hexe in der Hexenküche ein Halluzinogen braut, so daß etwa die *Walpurgisnacht* nur eine Halluzination innerhalb der Dramawelt ist), es gibt ein Einhorn im Film *Das letzte Einhorn*, es gibt freie Wahlen in England und es gibt mathematisch beschreibbare Naturgesetze. Das genannte Existierende existiert nicht deswegen, weil es materiell ist oder zum Universum gehört. Ich verstehe hierbei unter dem „Universum“ den Gegenstandsbereich unserer besten naturwissenschaftlichen Theorien. Was genau eine solche Theorie zur „besten“ macht, sei dahingestellt.

Der alte metaphysische Realismus verwechselt die Notwendigkeit eines ontologischen Realismus mit der Existenz bestimmter Dinge oder Tatsachen, deren Existenz man sich nur realistisch erklären kann, da wir solches wohl nicht hervorgebracht haben. Aber das Universum (oder mindestens weite Teile des Universums) ist nur ein Beispiel für einen Gegenstandsbereich, der maximal modal robust ist. Begriffliche Notwendigkeiten vom Typ Modus Ponens, Tautologie oder mathematischer Wahrheiten sind aber ebenfalls maximal modal robust: Zwischen 2 und 5 hätte es auch dann mehr als eine natürliche Zahl gegeben, wenn dies niemandem aufgefallen wäre, ja, wenn es niemals jemanden gegeben hätte, dem überhaupt etwas auf- oder einfiel. Es hätte auch dann deutlich mehr als eine Milliarde Galaxien gegeben, wenn niemand diese durch die Aktivität des Zählens oder vielmehr des intelligenten Abschätzens individuiert hätte.

Bringen wir den *alten metaphysischen Realismus* auf den Punkt und definieren ihn als die These, daß wir deswegen einen ontologischen Realismus vertreten sollten, weil es maximal modal robuste Tatsachen gibt eines explanatorisch generell privilegierten Typs gibt. Dagegen wendet der ontologische Antirealismus zu Recht ein, daß damit schon wieder eine bestimmte Tatsachenklasse oder Gegenstände eines bestimmten Typs unbegründet ontologisch privilegiert werden, da wir mitsamt unseren minimal modal robusten Aktivitäten mit demselben Recht existieren wie die Milchstraße oder das Higgs-Feld. Daß man für 2 Euro

---

<sup>27</sup> Platon, *Sophistes*, Frankfurt a.M. 2007, 248c1-2.



keinen BMW kaufen kann, ist um keinen Deut weniger real als die Eruption eines Vulkans in einer unbeobachteten Galaxie. Niemand bildet es sich ein, daß man für 2 Euro keinen BMW kaufen kann, diese Tatsache ist zumindest in diesem Sinn auch nicht einbildungsabhängig. Doch übergeneralisiert der ontologische Antirealismus diese Diagnose sogleich, indem er daraus schließt, daß alles Existierende auf Individuationsbedingungen bezogen ist, die in unserer Verfügbarkeit stehen, da sie nicht bestünden, wenn man sie nicht verstehen könnte.

Der ontologische Antirealismus übersteigt den alten metaphysischen Realismus dabei immer um eine Reflexionsstufe. Er wendet ein, daß nicht alle Tatsachen maximal modal robust sind und entsprechend auch nicht alle Gegenstände in jedem relevanten Sinne zuwendungs- oder allgemeiner einstellungsunabhängig existieren. Demnach unterscheidet er zwischen zwei Tatsachentypen und beruft sich nicht auf Tatsachen eines gegebenen Typs. Allerdings begeht er den übergeneralisierenden Fehler, die Tatsachen über Tatsachentypen, d.h. seine ontologischen Kategorien nun als minimal modal robust zu konstruieren.

Der ontologische Antirealismus hat viele Gesichter, insbesondere die verbreiteten Spielarten des Konstruktivismus, die aus dem Umstand, daß wir Begriffe in historisch-kontingenten Systemen artikulieren, die immer revidierbar sind, schließen, daß es überhaupt keine Begriffe diesseits ihrer historisch-kontingenten Artikulation gibt.<sup>28</sup> Die Datensammlung, die zu dieser Übergeneralisierung führt, kann man durchaus dahingehend vereinheitlichen, daß es sich um Überlegungen zur Anordnung von Gegenständen in „Sprachspielen“ handelt. Ob man nun die Alpen als eine Bergkette, ein Gebirge, oder als eine ziemlich vage Ansammlung von Gipfeln; ob man dasjenige, was wir die „Alpen“ nenne, vielmehr als hochkomplexes Atomgewirr auffaßt, so daß von Bergen ohnehin nichts übrigbleibt, hänge von Konstruktionen ab. Je nach System, erscheint eben eine bestimmte Umwelt, wobei die Systemkonstruktion letztlich unabhängig von ihrer Umwelt vonstatten geht.<sup>29</sup>

Aus erkenntnistheoretischer und semantischer Perspektive ist gegen die verschiedenen Versionen von Weltversionen überzeugend eingewandt worden, daß sie auf unhaltbaren Formen des Form-Inhalts-Dualismus beruhen: Sie übersehen, daß unsere Begriffe nicht so artikuliert werden, daß sie einer an sich begrifflosen, entweder an sich unstrukturierten oder jedenfalls potentiell von jeder uns verfügbaren Anordnung verschiedenen Weise übergestülpt

---

<sup>28</sup> Vgl. Paul Boghossian, *Angst vor der Wahrheit. Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus*, Übers. Jens Rometsch, Berlin 2013.

<sup>29</sup> Vgl. besonders drastisch die Argumentation bei Luhmann „Erkenntnis als Konstruktion“, in: ders., *Aufsätze und Reden*, Stuttgart 2001, S. 218-242. Dafür, daß es zwischen Boghossian und Luhmann eine Position geben muß, da wir es ansonsten mit einem Dilemma zu tun haben, argumentiert Stephan Zimmermann in „Erkennen und Machen. Luhmann und Boghossian über Tatsachen-Konstruktivismus“ in Markus Gabriel (Hg.), *Skeptizismus und Metaphysik*, Berlin 2012, S. 131-153.

werden.<sup>30</sup> Das *prôton pseudos* der konstruktivistischen Argumentation tritt unverblümt zutage, indem man seine grundlegenden konditionalen Verpflichtungen artikuliert. Dann zeigt sich, daß man behauptet, nichts wäre die Alpen gewesen, wenn wir es nicht als die Alpen konstruiert (benannt, beschrieben, beobachtet...) hätten. Ein Alpenkonstruktivismus mag noch irgendwie angehen, schwieriger wird es, wenn man zusätzlich behauptet, der Mond wäre nicht kleiner als die Erde gewesen, wenn wir ein an sich unbeobachtbares Außenmaterial, einen unzugänglichen Anstoß aus dem radikalen Jenseits aller Begriffe, nicht als Mond und als Alpen beobachtet und dann auch noch Größenrelationen gestiftet hätten.

Der ontologische Antirealismus mit seinen bis heute in einigen Sozialwissenschaften und sogar in der Neurobiologie oder naturalisierten Psychologie populären konstruktivistischen Spielarten hat gegenüber dem alten metaphysischen Realismus den Vorsprung, immerhin von einem Bewußtsein des Umstandes zu zeugen, daß Theorien minimal modal robuste Elemente haben. Wir formulieren sie und artikulieren damit Begriffe, deren Kohärenz in einem Theoriesystem immer in Frage steht, da mit einer prinzipiellen Unabschließbarkeit unserer Theoriebildung zu rechnen ist.<sup>31</sup> Die Theoriebildung können wir nicht vollständig verstehen, ohne etwas über unser Verstehen zu verstehen.

Demgegenüber schlage ich eine Anwendung des Neuen Realismus auf die Ontologie vor. Ich selbst verstehe unter dem „Neuen Realismus“ im allgemeinen die systematische Anerkennung der Tatsache, daß unser Gedanken über Reales genau so real sind wie alles andere.<sup>32</sup> Realität hängt nicht davon ab, ob etwas in maximal robuste Tatsachen eingebettet ist, sie hängt lediglich von Tatsachen ab. Wendet man diese Grundidee auf die Ontologie an, ergibt sich meines Erachtens eine neue Möglichkeit, Existenz realistisch zu denken.

Einige Gegenstandsbereiche enthalten Gegenstände unter maximal modal robusten Bedingungen. Man wird sich schnell auf physikalische oder chemische Gegenstandsbereiche einigen, für die dies gilt. Andere Gegenstandsbereiche hingegen enthalten Gegenstände nur unter minimal modal robusten Bedingungen, dazu gehören die Finanzwirtschaft, freie demokratische Gemeinwesen oder die Celan-Forschung. Die genannten Gegenstandsbereiche

---

<sup>30</sup> Vgl. Donald Davidson, „Was ist eigentlich ein Begriffschema?“ in: ders., *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt/M. 1994, S. 261-282. Gegen diese Variante einer Überwindung dieses Dualismus vgl. John McDowell, *Geist und Welt*, Frankfurt/M 2001 sowie die scharfsinnige Zurückweisung von Davidsons Prämissen in Michael Forster, „On the Very Idea of Denying the Existence of Radically Different Conceptual Schemes“ in: *Inquiry 2* (1998), S. 133-185.

<sup>31</sup> Vgl. dazu ausführlich meine Überlegungen in *An den Grenzen der Erkenntnistheorie* sowie *Die Erkenntnis der Welt*. Auf anderen Wegen kommt Anton Friedrich Koch zu ähnlichen Ergebnissen, insbesondere zum Ergebnis einer unbehebaren Antinomie in aller Theoriebildung, die sich freilich je nach Theorie anders manifestiert. Vgl. Anton Friedrich Koch, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, Paderborn 2006.

<sup>32</sup> Für einen Überblick über die Diskussion gegenwärtiger Positionen, die sich unter dem Stichwort des „Neuen Realismus“ versammeln lassen vgl. die Beiträge in Markus Gabriel (Hrsg.), *Der Neue Realismus*. Berlin 2014 (i. Ersch.). Vgl. auch Markus Gabriel, *Warum es die Welt nicht gibt*, Berlin, 10. Aufl., 2013.

hängen mindestens partiell davon ab, daß wir ein Verständnis von ihnen haben, sie sind „Sein, das verstanden werden kann“<sup>33</sup>. Die Frage ist nun, wie es um den Gegenstandsbereich der Ontologie bestellt ist? Treffen unsere ontologischen Begriffe und damit insbesondere der Existenzbegriff nur deswegen auf etwas zu, weil wir mindestens ein partielles Verständnis von ihnen haben?

Vertritt man auf dieser Theorieebene einen ontologischen Antirealismus und behauptet entsprechend, daß der Existenzbegriff nur deswegen auf etwas zutrifft, weil wir mindestens ein partielles Verständnis von ihm haben, ergibt sich das Problem, daß dieser Antirealismus sofort auf alle Gegenstände gleichsam durchdiffundiert. Denn dann könnte nichts existieren, ohne daß wir mindestens ein partielles Verständnis von ihm haben (da von Existenz sonst ja keine Rede sein könnte). Und auch der Unterschied von maximal modal robusten und minimal modal robusten Tatsachen besteht nicht deswegen, weil uns dies aufgefallen wäre. Es verhält sich vielmehr umgekehrt: Die Ontologie entdeckt Unterschiede, was voraussetzt, daß wir diese Unterschiede in der Form von Begriffen wahrnehmen, die sich in unseren Sprachen artikulieren lassen.

Die Pointe dieser Überlegung besteht darin, daß es einen ontologischen Realismus gibt, der anerkennt, daß es sowohl Gegenstandsbereiche gibt, die maximal modal robust charakterisiert werden müssen, als auch Gegenstandsbereiche, für die dies nicht gilt. Diese Einsicht nenne ich den *Neuen Ontologischen Realismus*, da dies das Pendant der allgemeinen These ist, daß unsere Einstellungen, Gedanken, ja kurzum der menschliche Geist nicht weniger real ist, als alles dasjenige, von dem wir inzwischen wissen, daß es ohne unser Zutun und auch gegen unsere Wünsche genau so ist, wie es nun einmal ist.<sup>34</sup> Wir sind keine fiktiven Schatten, die über der materiellen Realität schweben oder auf ihr „supervenieren“, wie dies auf Neusprech heißt. Hinter diesen Programmen verbirgt sich nichts anderes als der Wunsch, den Geist zu eliminieren und endlich ernst damit zu machen, daß der Mensch nur ein Gesicht im Sand ist.<sup>35</sup> Ontologisch bringt dies aber keine Rendite, da die Eliminierung einer bestimmten historisch geformten Selbstbeschreibung wie „Mensch“, „Geist“ oder „Selbst“ ja ohnehin voraussetzt, daß es dergleichen gibt, wenn auch angeblich nur als Anhang zur fundamentalen Realität nach den Gesetzen einer erbarmungslosen Wahrscheinlichkeit oszillierenden Urelementen oder gar nur als Manifestation noch fundamentalerer Strukturen einer dreizehndimensionalen

---

<sup>33</sup> Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, in: ders. *Gesammelte Werke*, Band 1. Tübingen 1990, S. 478.

<sup>34</sup> Woraus übrigens nicht folgt, daß es einen vereinheitlichten Gegenstand, den menschlichen Geist, gibt, der dann verschiedene Vermögen oder Aspekte, etwa Bewußtsein, Denken und phänomenale Qualitäten aufwiese. Vgl. gegen diesen Monismus Markus Gabriel, *Mein Geist, mein Bewußtsein und Ich*, Berlin 2015 (i. Ersch.).

<sup>35</sup> Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt/M. 1974, S. 462.

Wirklichkeit schwingender Fäden. Wie sogar Russell anerkannt hat, gilt, daß *ob* etwas existiert, *prima vista* nicht davon abhängt, *wie* es existiert, als Wirklichkeit, Illusion oder auch nur als halluzinierte Szene.<sup>36</sup> Man wird den Geist nicht los, indem man ihn als Gehirnschweiß beschreibt. Natürlich wird er als Teil unserer animalischen Lebens biochemisch induziert. Vorsichtiger müßte man sagen, daß Neurochemie eine Voraussetzung unseres Zugangs zu demjenigen ist, was sich unter historischen Bedingungen als hochkulturell geformter Geist zeigt. Lassen wir den Geist einmal beiseite, wenn er auch naturgemäß jeden einzelnen dieser Sätze inspiriert (wer dächte denn sonst?) und fragen wir uns: wie steht es um die Alpen, um die Planeten und um Relationen? Wie geht man mit der Datensammlung des ontologischen Antirealismus um?

Meine eigene Antwort darauf ist die Sinnfeldontologie, deren realistische Grundidee sich unter Rekurs auf eine simple Überlegung Freges illustrieren läßt. Frege bemerkt einmal lakonisch, man könne dasselbe als *eine* Baumgruppe oder als *fünf* Bäume beschreiben.<sup>37</sup> *Mutatis mutandis* kann man auch sagen, dasselbe könne man sowohl als Gebirge als auch als hochkomplexes Teilchenagglomerat beschreiben. Dasselbe, das man jeweils als so oder als so beschreiben kann, nennt Frege „die Bedeutung“, die Beschreibungen hingegen entsprechen demjenigen, was er den „Sinn“ nennt.<sup>38</sup> Freges „Art[en] des Gegebenseins“<sup>39</sup> kommen nicht nur in seiner logischen Semantik, der Begriffsschrift, zur Anwendung, sie erklären nicht nur semantische oder logische Synonymie, wie diejenige, die in mathematischen Gleichungen ausgedrückt wird. Sinn gibt es überall, wo überhaupt Form eine Rolle spielt, was Frege freilich allenfalls beiläufig interessiert hat. Dennoch bemerkt er in seiner Diskussion der Frage, welches Zeichensystem einer Begriffsschrift angemessen wäre, daß man neben der „strengen logischen Form“<sup>40</sup> anerkennen müsse, daß unsere Sinne (er diskutiert selbst „die Zeichen für’s Ohr“ und „die für’s Auge“<sup>41</sup>) eine sie jeweils charakterisierende „Form des Erscheinens“<sup>42</sup> hätten. Kurzum, die Grundidee des Neuen Ontologischen Realismus lautet, daß es nicht nur eine objektive logische Form gibt, die überall dort zutrifft, wo etwas

---

<sup>36</sup> Russell, *Logic and Knowledge*, S. 257: „The general correlations of your images are quite different from the correlations of what one chooses to call ‚real‘ objects. But that is not to say images are unreal. It is only to say that they are not part of physics. Of course, I know that this belief in the physical world has established a sort of reign of terror. You have got to treat with disrespect whatever does not fit into the physical world. But that is really very unfair to the things that do not fit in. They are just as much there as the things that do. The physical world is a sort of governing aristocracy, which has somehow managed to cause everything else to be treated with disrespect. That sort of attitude is unworthy of a philosopher. We should treat with exactly equal respect the things that do not fit in with the physical world, and images are among them.“

<sup>37</sup> Frege, *Die Grundlagen der Arithmetik*, §46.

<sup>38</sup> Gottlob Frege, „Über Sinn und Bedeutung“, in ders., *Kleine Schriften*, Hildesheim u.a. 2011, S. 143-162.

<sup>39</sup> Ebd., S. 144.

<sup>40</sup> Gottlob Frege, *Begriffsschrift und andere Aufsätze*. Hildesheim u.a. 2007, S. 110.

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Ebd.

überhaupt etwas ist. Diese logische Allgemeinheit ist außerhalb ihrer konkreten Artikulation rein tautologisch und damit uninformativ. Vielmehr gibt es auch verschiedene Formen des Erscheinens, die untrennbar mit demjenigen verbunden sind, was erscheint.

Ich nenne nun einen Gegenstandsbereich, der dadurch individuiert wird, daß seine Gegenstände auf eine bestimmte Weise erscheinen, ein *Sinnfeld*. Der Umstand, daß es eine Pluralität von Gegenstandsbereichen gibt, d.h. Physik, Chemie, Gebirge, Wälder, Bundestagswahlen und Ontologie, um nur einige zu nennen, wird dadurch erklärbar, daß wir Sinn unterstellen, der verstanden werden kann, oder eben auch nicht. Unsere Beschreibungen einer Raumzeitregion als Schwarzwald sind wahrheitsfähig, weil der Sinn von Schwarzwald eine Form des Erscheinens ist. Dasselbe ist sowohl eine an sich bedeutungslose Raumzeitregion als auch der Schwarzwald, wobei man hier vorsichtig sein muß, da der Schwarzwald natürlich schon längst nicht mehr unberührt ist. Er ist ja ein Kulturwald, dessen Verankerung in seiner Raumzeitregion nicht mehr hinreicht, um ihn zu individuiieren. Im allgemeinen gilt aber, daß dasselbe deswegen auf verschiedene Weisen erscheinen kann, weil es verschiedenen Sinnfeldern angehört.

Ich definiere „Existenz“ nun entsprechend als „Erscheinen-in-einem-Sinnfeld“: was existiert, ist da, wobei die Ortsangabe des Daseins auf das Sinnfeld verweist, in dem etwas vorkommt. Was in einem Sinnfeld erscheint, erscheint freilich nicht notwendig jemandem im Sinne einer Person oder gar eines anonymen kosmischen oder transzendentalen Bewußtsein. Das Existierende ist deswegen nicht nur dadurch individuiert, daß es eine Raumzeitstelle einnimmt, was gar nicht für alles Existierende gilt, sondern vielmehr dadurch, daß es auf bestimmte Arten gegeben werden kann.

Die Sinnfeldontologie akzeptiert also das ontologische Motiv und rekonstruiert Existenz nicht als eigentliche Eigenschaft, sondern nun als die Eigenschaft von Sinnfeldern, daß etwas in ihnen erscheint. Dies ist auch das wesentliche Motiv hinter meiner These, daß es die Welt nicht gibt.<sup>43</sup> Wenn es nämlich ein allumfassendes Sinnfeld gäbe, eine auf alle Sinnfelder zutreffende Beschreibung, die ihre allgemeine Form des Erscheinens definierte, wäre Existenz eine eigentliche Eigenschaft, nämlich die Eigenschaft der Sinnfelder innerhalb der Welt, daß etwas in ihnen erscheint. In einigen Sinnfeldern erschiene etwas, in anderen nichts. Die Welt wäre der Bereich, in dem sowohl die Sinnfelder, in denen etwas erscheint, als auch die leeren Sinnfelder erschienen. Negative Existenzaussagen wie „Es gibt keine Hexen“ wären dann Aussagen über leere Sinnfelder. Das Sinnfeld „Hexe“ wäre leer.

---

<sup>43</sup> Markus Gabriel, *Warum es die Welt nicht gibt*.

Um ein solches Bild zu zeichnen, müßten wir allerdings das folgende behaupten. Wir verstünden „Existenz“ als die eigentliche Eigenschaft einiger Sinnfelder, das etwas in ihnen erscheint, und „Nicht-Existenz“ als die eigentliche Eigenschaft einiger anderer Sinnfelder, leer zu sein. Sinnfelder mit der Existenz-Eigenschaft sind nicht-leer, die mit der Nicht-Existenz-Eigenschaft hingegen leer. Allerdings existieren nun *ex hypothesi* auch die leeren Sinnfelder, d.h. die Sinnfelder mit der Eigenschaft der Nicht-Existenz. Diese Existenz der nicht-existierenden Sinnfelder wäre dann aber gerade keine eigentliche Eigenschaft mehr, sondern wiederum eine Eigenschaft der Welt selbst, nämlich ihre Eigenschaft, nicht leer zu sein. Wäre die Eigenschaft der Welt, nicht leer zu sein, und sowohl nicht-leere als auch leere Sinnfelder zu umfassen, eine eigentliche, erschiene die Welt in sich selbst neben den leeren Sinnfeldern. Die Welt wäre ein Sinnfeld unter anderen. Da aber alle Sinnfelder in der Welt erscheinen und dadurch existieren, existieren all die anderen Sinnfelder in der Welt neben der Welt nicht mehr. Die Erscheinung der Welt in der Welt vernichtet demnach alle anderen Sinnfelder und damit auch sich selbst, da die Welt ja alle anderen Sinnfelder umfassen und nicht vernichten soll. Deswegen wurde sie eingeführt, das war ihre explanatorische Funktion. Wenn man die Welt einführt, um Sinnfelder in existierende und nicht-existierende zu unterscheiden, was Existenz zu einer eigentlichen Eigenschaft macht, zerfällt der Existenzbegriff in zwei Begriffe, da die Existenz der Welt selbst völlig anders funktionieren muß als die Existenz der Sinnfelder. Dies verbirgt sich wohl auch hinter den Heideggerschen Formulierungen der Transzendenz der Welt, da Heidegger als erster deutlich eingesehen hat, daß die Welt selbst nicht existieren kann, daß es sie nicht gibt. Allerdings hat er nach Ersatzbegriffen gesucht und der Welt dann eben ein Welten oder ein Geben zugeschrieben, das er dann leider bis zum Ende immer wieder an das Dasein zurückgebunden hat, weswegen er sich niemals ganz von seinem Kantischen Ausgangspunkt und damit vom ontologischen Antirealismus entfernt hat.<sup>44</sup>

Viele Sinnfelder waren schon konfiguriert, ehe sie uns erschienen, was nicht für alle Sinnfelder gilt. Allgemein gilt, daß nichts für alle Sinnfelder gilt. Ihre scheinbar allgemeinste Eigenschaft, Sinnfelder zu sein, ist zu unbestimmt, um als Eigenschaft zu gelten, die ein eigenes Sinnfeld, die Welt, hervorbringt. Deswegen können wir die Erkenntnis des Existierenden nicht dadurch abkürzen, daß wir zuerst seine allgemeinsten und notwendigen Eigenschaften, gleichsam die transzendente Matrix, untersuchen und uns dann dem konkreten Existierenden zuzuwenden. Existiert wird immer vor Ort, was man als „Hiersein“

---

<sup>44</sup> Markus Gabriel, „Ist die Kehre ein realistischer Entwurf?“.

bezeichnen kann.<sup>45</sup> Der Umweg über die allgemeinsten Begriffe, d.h. die Annahme von Kategorien, ist ein Holzweg. Es gibt keine allgemeinsten Begriffe, unter die alles fällt, insbesondere nicht den Existenzbegriff. Dieser ist schlicht kein Allgemeinbegriff in diesem gewöhnlichen Sinne des Wortes, d.h. kein Begriff, unter den alles fällt, wie die Aristotelische Tradition bis hin zu Heidegger eingeschränkt hat.<sup>46</sup>

Die hier skizzierte Position beläuft sich also auf einen ontologischen Realismus, der ohne die Annahme eines allumfassenden Bereichs auskommt. Realismus und Pluralismus sind also kompatibel. Insbesondere läßt der neue ontologische Realismus Raum für lokale antirealistische Manöver, verbietet aber deren Ausweitung auf den Existenzbegriff als solchen. Zu existieren kann nicht im allgemeinen bedeuten, durch diskursive Praktiken hervorgebracht worden zu sein oder in epistemischen Systemen zur Erscheinung zu kommen, nicht einmal, in epistemischen Systemen zur Erscheinung kommen zu können. *Esse nec est percipi nec percipi posse.*

---

<sup>45</sup> Der Begriff des „Hierseins“ lehnt sich an Rilke an. Vgl. Rainer Maria Rilke, „Die siebente Elegie“, in: ders. *Duineser Elegien*, Leipzig 1923, S. 26-29. Markus Gabriel, „The Mythological Being of Reflection. An Essay on Hegel, Schelling, and the Contingency of Necessity“, in: Markus Gabriel und Slavoj Žižek, *Mythology, Madness and Laughter. Subjectivity in German Idealism*, London/New York 2009.

<sup>46</sup> Eine wegweisende Interpretation von Aristoteles' These, das Sein sei nicht das allgemeinste Genus, findet sich in Anton Friedrich Koch: „Warum ist das Seiende keine Gattung?“ in: *prima philosophia* 6 (1993), S. 133-142.

